

Im Irrenhaus / da sind die Irren drin
Literatur und »Wahnsinn« seit den 1970er Jahren



INterVENTIONEN
Künste und Wirklichkeiten

Im Auftrag der Internationalen Heinar Kipphardt-Gesellschaft

herausgegeben von Sven Hanuschek

Band 6

Im Irrenhaus / da sind die Irren drin

Literatur und »Wahnsinn« seit den 1970er Jahren

Herausgegeben von Sven Hanschek und Dorothee Lossin

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2019
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Umschlagabbildung: Ernst Herbeck, © Heinz Bütler (Zürich)
mit freundlicher Genehmigung

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe© by Wehrhahn Verlag
ISBN 978-3-86525-728-4

Dem Andenken von

Frank Beck (1957 – 2017)

Franz Kipphardt (1966 – 2018)

we shall not look upon them like again

Inhalt

I	»Im Irrenhaus / da sind die Irren drin«. Literatur und »Wahnsinn«. Zur Einführung	9
II	Elisabeth Scharang: <i>Jack</i> (2015): Regiestatement Auszug aus dem Drehbuch	21
III	Sandra Schmitt: Schizophrenie als Selbstwerdung. Die Entwicklung einer Krankheitserzählung nach 1945	29
IV	Corona Schmiele: Gottfried Benn: Spaltung, Katatonie und Halluzination als Symptome höherer Gesundheit	49
	Gisela Steinlechner: <i>Was über ist ist das Gedicht selber</i> . Zu Person und Poesie Ernst Herbecks	65
	Laura Schütz: Kamalatta. Literarische Stationen einer nicht-lexikalisierten Sprache (Friedrich Hölderlin, Heinar Kipphardt, Ludwig Lugmeier, Christian Geissler)	79
	Friederike Schneider: Schreibend den Schrecken ordnen. Über den Beruf zur Berufung: Rainald Goetz und <i>Irre</i> (1983)	97
V	Hans-Edwin Friedrich: Der Autor dankt Prinzhorn und Navratil. »Irrsinns«-Motive in Eugen Egners <i>Der Universums-Stulp</i> (1993) ...	111
	Gideon Stiening: Poetik des Verschwindens? Alzheimer und Demenz in Arno Geigers <i>Der alte König in seinem Exil</i> (2011) und in Jonathan Franzens <i>Die Korrekturen</i> (2001)	139

	Yvonne Wübben: Psychiatrie für Germanisten. Thomas Melles <i>Die Welt im Rücken</i> (2016)	159
VI	Marcel Schellong: »The hardest Battles are fought in the Mind«. Überlegungen zur Vermittlung und Erfahrung von Wahnsinn im Computerspiel	183
VII	Anhang: Zu den Autorinnen und Autoren	201

»Im Irrenhaus / da sind die Irren drin«

Literatur und ›Wahnsinn‹. Zur Einführung

Der Begriff ›Wahnsinn‹ ist definitorisch kaum zu packen. Er ist so ubiquitär, so inflationär in seiner Verwendung, in der Alltagssprache finden wir oft alles um uns herum ›wahnsinnig‹ – ob es um tägliche Belastungen geht oder um politische Wahlen. Schon wegen dieser Kolloquialität (von den diversen historischen Aufladungen ganz abgesehen) sprechen wir heute von psychopathologischen Krankheiten, wenn wir den medizinischen Sinn meinen, nicht mehr von Wahnsinn – daher die distanzierenden Anführungszeichen. Es gibt viele gute Gründe dafür, einem solchen Thema eine Tagung respektive einen Sammelband zu widmen – wissenschaftliche, politische, Vereins-Gründe, private. Einige dieser Gründe sollen hier skizziert werden, vorab die wissenschaftlichen, immerhin handelt es sich ja vor allem um eine Sammlung literaturwissenschaftlicher Beiträge.

Ist es schon schwierig, den Begriff verbindlich zu machen, so erst recht, wenn es um literarische Texte geht; mitunter ist kaum zu entscheiden, was ein ›wahnsinniger‹ Text ist und was nicht. Um das wenigstens an einem Beispiel zu demonstrieren – ist das nun Psychopathologie oder Literatur?

Wenn Sie wollten, wäre ich für Sie nichts oder nur eine Spur.

Die Pranke des Löwen umfängt die Brust des Weinbergs.

Rosa ist besser als schwarz, aber beide stimmen überein. [...]

Du bist mein Herr und Meister. Ich bin nur ein Atom, das im Winkel deiner Lippen atmet oder sein Leben aushaucht. Ich will die heitere Ruhe eines tränenbenetzten Fingers berühren.

Warum diese Waage, die in der Dunkelheit eines Lochs voller Eierkohlen pendelte?

Das klingt poetisch und ist in seiner Bildlichkeit nicht ganz auflösbar, interpretierbar. Es handelt sich um einen Ausschnitt aus André Bretons Roman *Nadja* (1928),¹ aus dem Werk eines der Gründerväter des Surrealismus, nicht irgendein Werk, sondern ein »chef d'œuvre des literarischen Surrealismus«,² damit also *prima vista* Literatur. Nun ist der Surrealismus stark Sigmund Freuds

1 André Breton: *Nadja*. Aus dem Französischen übersetzt von Bernd Schwibs. Mit einem Nachwort von Karl Heinz Bohrer. Frankfurt am Main 2002, S. 100.

2 Karl Heinz Bohrer: Nachwort. In: Breton: *Nadja* (Anm. 1), S. 141–155, hier S. 141.

Psychoanalyse verpflichtet, er befasst sich mit Träumen, dem Unbewussten, mit ›automatischem‹ Schreiben. *Nadja* ist zwar zu allererst eine Reflexion über Identität, die Titelfigur eine allegorische; aber sie ist auch das Porträt einer Zufallsbekanntschaft von Breton, Léona Delcourt. Breton hat mit ihr 1926 ein paar Tage eine *amour fou* gelebt, kehrte dann zu seiner Frau zurück; ›Nadja‹ verfolgte ihn weiter, eine Stalkerin vor dem Begriff, sie schrieb ihm Liebes- und Bettelbriefe, schickte ihm Zeichnungen. Nach einem Vierteljahr wurde sie in die Psychiatrie eingeliefert, weil sie Geruchshalluzinationen, einen Schreianfall und visuelle Halluzinationen hatte. Die restlichen 14 Jahre ihres kurzen Lebens verbrachte sie gegen den Willen ihrer Eltern in psychiatrischen Krankenhäusern, mit der Diagnose: schwere Depression und Schizophrenie.³ Die zitierten Sätze will Breton mitgeschrieben haben, als Sätze von ›Nadja‹, sie sind auch einzeln in Anführungszeichen gesetzt – das hieße also: *keine* Literatur, sondern Sätze einer Schizophrenen, deren Geliebter ihre Krankheit als solche zu diesem Zeitpunkt noch nicht mitbekommen haben will. Erst viel später sei ihm mitgeteilt worden, »daß Nadja wahnsinnig sei.«⁴ Andererseits stehen die Sätze in einem gattungslosen literarischen Text von André Breton, der romanhafte, essayistische, Tagebuch-Elemente aufweist. Wir wissen nicht, ob er die Sätze verändert hat, die angeblich von Delcourt stammen. Vielleicht also doch keine psychopathologische Kunst, keine *art brut* in der Literatur, sondern einfach – Kunst? Auch Bretons Ziel war womöglich schon, festzuhalten, dass die Grenze zwischen ›Nicht-Wahnsinn und Wahnsinn‹ keine ist.⁵ Man dreht sich sehr schnell im Kreis bei solchen Untersuchungen und sollte deshalb ohnehin die Unterscheidung ›normale‹ / psychopathologische Kunst aufgeben; so viel zur Schwierigkeit, hier aber auch: Überflüssigkeit gewisser Kategorisierungen.

Eine wichtige Anregung für den Zuschnitt dieses Bandes kam nicht aus der Literatur, sondern aus der Medizingeschichte, eine Dissertation von Sandra Schmitt, die sie am Münchner Institut für Zeitgeschichte geschrieben hat und die mittlerweile unter dem Titel *Das Ringen um das Selbst* erschienen ist.⁶

3 Über Delcourt vgl. Franziska Meier: Ihr Name war Léona Delcourt. Nadja – eine surrealistische Kunstfigur? In: Neue Zürcher Zeitung, 12.7.2014. – Rita Bischof: Nadja revisited. Berlin 2013.

4 Breton: Nadja (Anm. 1), S. 116.

5 Volker Zotz: André Breton mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt. Reinbek 2007, S. 74.

6 Sandra Schmitt: Das Ringen um das Selbst. Schizophrenie in Wissenschaft, Gesellschaft und Kultur nach 1945. Berlin, Boston 2018.

Schmitt macht in ihrer Darstellung der Geschichte der Schizophrenie vor allem von den 1950er bis 1980er Jahren darauf aufmerksam, dass wir uns gerade bei psychischen Krankheiten von der Vorstellung verabschieden müssen, es gebe allein eine gewissermaßen empirisch-objektive Krankheit, immer gleich über die Zeiten hinweg, die nur jeweils in ihrer Zeit unterschiedlich gesehen und gedeutet wird. Vielmehr sind Krankheiten auch immer soziokulturelle Produkte ihrer Zeit, deren Denk- und Wahrnehmungsmuster. Die Zeiten konstruieren nicht nur ein Bild der Krankheiten, sondern in gewisser Weise auch die Krankheiten selbst. Dass z. B. die Sozialdisziplinierung von Schizophrenie im 19. Jahrhundert ein wesentliches Anliegen war, lässt sich zwar belegen, trifft aber für das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts so nicht mehr zu, in dem die großen psychiatrischen Institutionen eher wieder parzelliert oder zeitweise sogar aufgelöst wurden. Die Geschichte der Schizophrenie ist direkt abhängig von der Wissensgesellschaft, in der sie sich bewegt, und das heißt, dass keineswegs nur die Medizin das Bild einer Krankheit bestimmt. Erfahrungswissen wie die Darstellung einer Krankheit in der Literatur sind ebenso wichtig für unser Bild – Literatur im allgemeinsten Sinn, Fachliteratur wie Publizistik, Autobiografien wie Romane und Theaterstücke. Medizinische Fallgeschichten sind narrative (erzählende) Texte wie Romane mit erfundenen Figuren auch – Oliver Sacks hat die Gattung Fallgeschichte zu neuen Höhen geführt⁷ –, umgekehrt benutzen Romane das medizinisch-fachwissenschaftliche Wissen ihrer Zeit, *und* sie stellen mit ihren narrativen Fiktionen Wirklichkeit her.

Im vorliegenden Band geht es um nichts weniger als die Frage, wie der ›Wahnsinn‹ erzählt worden ist und bis heute erzählt wird. Es wird darum gehen, in welchem Ausmaß das Bild einer Krankheit wie Schizophrenie eine Konstruktion der jeweiligen Zeit ist – sehr zugespitzt: Ist Schizophrenie in den 1970er und 80er Jahren in ihrem Konstruktionsgrad mit der Hysterie um die Jahrhundertwende 1900 vergleichbar? An den Diagnosen dieser Zeit wird heute kaum noch ein gutes Haar gelassen, die Analyse von Hysterie, gewissermaßen eines der Gründungsdokumente der Psychoanalyse, hat es mittlerweile sogar in einen Roman geschafft, als Gegenstand auch der Lächerlichkeit. In Christine Wunnickes *Der Fuchs und Dr. Shimamura* (2015)⁸ wird ein erkrankter

7 Anfangen von *Awakenings* (1973) über den Bestseller *The Man Who Mistook His Wife for a Hat* (1985) bis zu den Bänden *An Anthropologist on Mars* (1995), *The Mind's Eye* (2010) und *Hallucinations* (2012).

8 Christine Wunnicke: *Der Fuchs und Dr. Shimamura*. Roman. Berlin 2015.

japanischer Medizinstudent im ausgehenden 19. Jahrhundert erst mit der japanischen Fuchskrankheit und anschließend in Europa mit den Versuchen von Charcot und seinen Schülern im Hôpital de la Salpêtrière konfrontiert. Beide Krankheitsdeutungen wirken heute auf uns eher barbarisch und lächerlich; Wunnicke schickt ihren Protagonisten nach Charcot nicht direkt zu Sigmund Freud, aber immerhin zu Joseph Breuer auf die Couch, der ebenfalls eine krasse Fehldiagnose stellt. Immerhin *spricht* Breuer aber mit seinen Patienten, er hört ihnen aufmerksam zu, und er richtet dadurch trotz seiner falschen Theorien kein neues Unheil an.

Die Frage, der sich die Beiträge dieses Bandes stellen wollen, ist also: In welchem Ausmaß ist ›Wahnsinn‹, sind psychopathologische Krankheiten Konstruktionen individueller Problemgeschichten neben den medizinischen, messbaren Krankheitsbildern? Welchen Anteil haben fiktionale, auch autobiografische Texte am gesellschaftlichen Bild dieser Krankheiten? Inwiefern konstruieren auch therapeutische Bemühungen Narrative, folgen einer narrativen Logik? Wie verändert sich die Wahrnehmung von psychischen Krankheiten – und von Texten, die sich mit ihnen befassen – über die Jahrzehnte?

Ein modernes Bild von Psychopathologie gibt es spätestens seit Georg Büchner; von *Lenz* (1835) und *Woyzeck* (1837) her ließe sich ein Kontinuum bis heute darstellen. Besonders die frühe Moderne hatte ein enges Verhältnis zur Darstellung von Psychopathologien, die Autoren des Naturalismus und des Expressionismus mit ihren Thienwiebels, Thiels und dem namenlosen *Irren* (1913) Georg Heyms, später ebenso die Surrealisten und Surrealistinnen (die es gegeben hat, wir erinnern nur an Anneliese Hager oder Meret Oppenheim). Stellvertretend für die frühe Moderne, auf die sich alle zeitgenössische Literatur bezieht, steht in diesem Band der Beitrag Corona Schmieles über Gottfried Benn und seine Beschäftigung mit der Persönlichkeitsdissoziation, die er zeitweise an sich selbst diagnostizierte, als Mediziner wie als Poet.

Dass der Schwerpunkt des Bandes auf Texten der letzten 50 Jahre liegt, also auf Literatur seit den 1970er Jahren, hat mit der Entstehung der Antipsychiatrie zu tun, die doch ein Einschnitt, eine Art Epochenschwelle gewesen ist. Die frühen Antipsychiater kritisierten psychiatrische Kliniken als totale Institutionen, das Verhältnis Patient-Arzt, die Frage nach einer sozialen Bedingtheit der Klassifizierung psychischer Krankheiten. Insbesondere Schizophrenie wurde von einigen radikalen Vertretern nicht mehr als psychische Erkrankung gesehen; die Psychiatrie als solche wurde in Frage gestellt, für den Soziologen Erving Goffman waren psychiatrische Kliniken totale Institutionen, in denen die Patienten der Willkür

von Ärzten, Pflegern usw. ausgeliefert waren. Dass die Psychiatrie gerade in den 1970ern so besonders in Verruf geriet, hat viele Gründe, einer mag das grelle Experiment des amerikanischen Psychologen David L. Rosenhan gewesen sein, der vorführte, wie invalide die psychiatrische Diagnostik war: Gesunde Testpersonen ließen sich in psychiatrische Anstalten einweisen, indem sie angaben, Wahnsymptome zu haben – alle dieselben – sie hätten Stimmen gehört, die die Worte »leer«, »hohl«, »dumpf« von sich gaben. Nach ihrer Aufnahme verhielten sie sich wieder völlig normal; bei der Anmeldung hatten sie einen falschen Namen und falsche Details über ihre Erwerbstätigkeit angegeben, sonst blieben sie bei der Wahrheit.

Alle Scheinpatienten wurden aufgenommen, meist wurde Schizophrenie (»in Remission«) oder manisch-depressive Psychose diagnostiziert, keine Testperson wurde als gesund erkannt. Weil sie keine Symptome mehr zeigten, wurden sie nach knapp drei Wochen als symptomfrei entlassen (nicht etwa als gesund), alle wurden reichlich medikamentiert und entsorgten die Medikamente heimlich, alle protokollierten mit, nach einer geringen Anfangsscham ganz offen – pathologischer Schreibzwang könnte schließlich einer Gesundung nützen und wurde geduldet. Rosenhan veröffentlichte die schockierenden Ergebnisse, und eine Klinik meldete sich mit dem Motto: bei uns könnte sowas nicht passieren. Rosenhan schrieb an diese Klinik, er werde in den kommenden drei Monaten Pseudopatienten schicken, die Ärzte sollten alle Neuzugänge nach der Wahrscheinlichkeit bewerten, Pseudopatienten zu sein. Das war natürlich nur die Gegenkontrolle des Experiments, er schickte keinen einzigen; dennoch wurden von den 193 Patienten, die die Klinik in den drei Monaten aufnahm, 41 für Testpersonen gehalten, weitere 42 für ›verdächtig«. Seine Schlussfolgerung war, dass man »in psychiatrischen Kliniken Gesunde nicht von Geisteskranken unterscheiden kann. Die Anstalt *selbst* erschafft eine besondere Wirklichkeit, in der die Bedeutung von Verhaltensweisen leicht falsch verstanden wird.«⁹

Rosenhans Experiment wurde wegen methodischer Schwächen kritisiert, schließlich ist jede Diagnose angewiesen auf das, was die Leute einem erzählen, und sein Sample von Versuchspersonen war lächerlich klein. Dennoch handelt es sich um eine sehr wirkungsvolle Geschichte, es ist nachvollziehbar, warum die Skepsis gegenüber der traditionellen Anstaltspsychiatrie gerade in dieser

9 David L. Rosenhan: Gesund in kranker Umgebung. Übersetzt von Irmtraut Frese. In: Paul Watzlawick (Hg.): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München 1984, S. 111–137, hier S. 134; die Darstellung des Experiments folgt diesem Aufsatz.

Zeit so sehr angewachsen war, in der Zeit von Lobotomie und Elektroschock im alten Stil. Heutige Psychiaterinnen und Psychiater konstatieren, dass bis in die 70er Jahre »des vergangenen Jahrhunderts [...] in manchen Einrichtungen noch menschenunwürdige Zustände« herrschten,¹⁰ die zwar als überwunden angesehen werden; andererseits gilt nach wie vor die Psychiatrie als besonders anfällig für Fehldiagnosen.¹¹ Die breite Antipsychiatrie-Bewegung, in den USA, Großbritannien, auch in Deutschland, am radikalsten in Italien hat das Bild psychischer Krankheiten verändert, ist aber gerade in ihren radikaleren Ausprägungen gescheitert. In Italien wurden die großen Kliniken nach der Initiative Franco Basaglias per Gesetz landesweit geschlossen, das führte aber zu keiner Verbesserung der Situation der Kranken, sondern im Gegenteil zu deren Verelendung und Kriminalisierung. Das utopische Potential, das anfänglich in den antipsychiatrischen Initiativen gesehen wurde, hat sich nicht bestätigen lassen. Man kann diese Wellen von Zustimmung und Ablehnung exakt in der erzählenden Literatur nachvollziehen, von der anfänglichen Euphorie zur Skepsis, schließlich zur scharfen Kritik an der Bewegung in Rainald Goetz' Roman *Irre* (1984), der darauf bestand, dass die Irren irr sind und eben keine Revolutionäre und Künstler; dass sie Kranke sind, denen geholfen werden muss.¹² Dennoch ist die Antipsychiatrie nicht in dem Ausmaß gescheitert, wie es oft dargestellt wird; die Strukturen der Kliniken *haben* sich verändert, es *gibt* eine Psychiatrie-Personalverordnung (PsychPV), ein differenzierteres Betreuungsrecht, das Psychotherapeutengesetz, die Psychiatrie-Enquete usw., die Netze sind besser geworden; die Antipsychiatrie ist aufgegangen in der Psychiatrie selbst.

Die vorliegenden Beiträge verfolgen also das Bild, den Konstruktionscharakter psychopathologischer Krankheiten vor allem in der Literatur von den 1970er Jahren bis zur Gegenwart, von den ›Klassikern‹ wie Ernst Herbeck, der von kaum zu überschätzendem Einfluss auf die Autorinnen und Autoren der Zeit war. Das gilt ganz ähnlich für Heinar Kipphardt und eben für Rainald Goetz. Laura Schütz untersucht nichtlexikalisierte – ›verrückte‹ – Sprache anhand eines Motivs von Hölderlin bei Kipphardt, Ludwig Lugmeier

10 Alexandra Philipsen: Dimensional und transdiagnostisch. Zur Definition und Behandlung psychischer Erkrankungen. In: *Forschung und Lehre* 2 (2019), S. 130f., hier S. 130.

11 Vgl. z. B. Klaus Koch: Der verirrte Blick in die Seele. Kaum ein Fach ist so anfällig für Fehldiagnosen wie Psychiatrie – Ärzte und Psychologen brauchen eine kritischere Selbstkontrolle. In: *Süddeutsche Zeitung*, 19.5.2010.

12 Vgl. als Resümee nach 35 Jahren den Beitrag von Friederike Schneider im vorliegenden Band.

und Christian Geissler, der diese Sprache zur Codierung politischer Anliegen verwendet hat. Eugen Egners bildnerisches wie erzählerisches Werk ist stark einzelnen Künstlern der Prinzhorn-Sammlung verpflichtet, wie Hans-Edwin Friedrich vorführen kann; Gideon Stiening arbeitet heraus, wie sehr Alzheimer und Demenz in ihren halluzinatorischen, ›wahnhaften‹ Elementen in Romanen von Arno Geiger und Jonathan Franzen erzählt werden; und schließlich zeigt Yvonne Wübben an Thomas Melles Roman *Die Welt im Rücken* (2016), dass Authentizität in der Darstellung einer bipolaren Psychose trotz eines erklärtermaßen autobiografischen Gehalts wohl nicht zu haben ist. In einer Coda zeigt Marcel Schellong die Intensität, mit der sich auch aktuelle Computerspiele des Themas angenommen haben.

Der Band geht auf eine Veranstaltung zurück, die von der Heinar Kipphardt-Gesellschaft und der Münchner Volkshochschule initiiert worden ist, Kipphardt ist gewissermaßen der gute Geist über den Wassern der ursprünglichen Tagung ebenso wie dieses Bandes. Er ist ja als Dramatiker bekannt, schulkanonisch mit *In der Sache J. Robert Oppenheimer* (1964), *Joel Brand* (1965), mit seinem letzten Stück *Bruder Eichmann* (1982). Mindestens ebenso bedeutend als ein weiterer großer Werk-Komplex ist sein März-Stoff, der sich durch verschiedene Gestaltungen Mitte der 70er Jahre – zur Zeit des ›antipsychiatrischen‹ Einschnitts – vom Film über den Roman bis zur Dramatisierung verfolgen lässt, die Geschichte des schizophrenen Dichters Alexander März, dessen Leben und Sterben vor allem im Roman *März* (1976) vielstimmig erzählt wird, von seiner Herkunftsfamilie, seinem Arzt, Mitpatienten, von ihm selbst in vielen Texten, darunter auch seinen Gedichten. Der Titel dieses Bandes stammt aus dem *März*-Roman, aus einer Art Gedicht, in dem der behandelnde Arzt Dr. Kofler alles untereinander schreibt, was ihm an ›Volksmund‹ zu psychisch Kranken und den Kliniken einfällt:

Im Irrenhaus
 da sind die Irren drin
 die Spinneten
 die Anbrennten
 die Närrischen
 hippetee
 lüteti
 manoli
 die Meschuggenen

die Bestuften, die Beklopften
 die nich janx bei sich sind
 die sind da drin
 im Irrenhaus, im Tollhaus
 im Drallkasten, in der Verrücktenanstalt.
 Bei denen es piept
 bei denen es rappelt
 die Graupen im Kopf haben
 bei denen hats ausgehakt
 die nicht bei Troste sind
 hintersinnig, gestört, plemplem
 wahnwitzig, besessen, umnachtet
 die sind im Narrenhaus drin
 im Tollhaus, im Spinnhaus
 im Tollkoben
 lüteti
 in der Klapsmühle.¹³

Das Zirkuläre und Hilflose vieler Erklärungsversuche spiegelt sich wider in den Irren, die im Irrenhaus sind. Es gibt noch andere Sätze aus Kipphardts Roman, über die man heute nachdenken sollte; er lässt seinen Psychiater sagen: »Eine Gesellschaft, die massenhaft psychisches Elend erzeugt, muss bekämpft werden.«¹⁴ Oder, in einem Exkurs zur Situation der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland, zieht er das bittere Fazit, ein heute geborenes Kind habe »eine mehrfach größere Chance, in eine Heilanstalt zu kommen als auf eine Universität.«¹⁵ Diese Bilanz von 1976 hat sich seitdem leider nicht verbessert: Mehr als ein Viertel aller Erwachsenen in Europa sind mindestens einmal in ihrem Leben psychisch krank und in psychiatrischer Behandlung, vor zehn Jahren sind doppelt so viele Menschen durch Suizid gestorben wie in einem Verkehrsunfall; die entsprechende EU-Kommission rechnet damit, dass im Jahr 2020 Depressionen in Europa die zweithäufigste Ursache von

13 Heinar Kipphardt: März. Roman und Materialien. Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Uwe Naumann. Unter Mitarbeit von Pia Kipphardt. Reinbek 1984, S. 66f.

14 Ebd., S. 169.

15 Ebd., S. 134.

Erkrankungen überhaupt sein werden (auch der häufig in den Medien beschriebene Burnout gehört ins Spektrum der Depression).¹⁶ *März* ist kein Psychiatrie-Roman, sondern ein Gesellschaftsroman, der sich mit der Institution Psychiatrie als Staat im Staate befasst; der Umgang einer Gesellschaft mit ihren Kranken sagt immer auch etwas über diese Gesellschaft aus, und natürlich hat das Thema unseres Bandes auch ein gesellschaftspolitisches Motiv.

Ein wichtiges Vorbild der März-Figur war Ernst Herbeck, der damals noch gänzlich unbekannt war, einige seiner Texte wurden unter Pseudonymen wie »Herbrich« oder »Alexander« publiziert. Kipphardt war der Ansicht, dass sich über das Thema ›Wahnsinn‹ wie auch über Katastrophen des 20. Jahrhunderts, den Holocaust, die Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki nicht adäquat schreiben lasse ohne einen authentischen Kern, ohne Dokumente, von denen aus sich diese Themen darstellen, reflektieren ließen. Er hat also auch Herbeck-Gedichte in seinem Roman verwendet, zum Teil sehr frei, zu einem Teil fast als Textcollage, in der Nachbemerkung des Romans stets darauf verwiesen. Ernst Herbeck hat jahrzehntelang in Gugging bei Wien gelebt und geschrieben, als Gugging noch psychiatrische Klinik war; Gisela Steinlechner weist in ihrem Beitrag darauf hin, dass er nicht nur auf Kipphardt, sondern auch auf viele andere Zeitgenossen großen Eindruck gemacht hat, auf Ernst Jandl, Friederike Mayröcker, Gerhard Roth.

Die interdisziplinäre Tagung »*Im Irrenhaus / da sind die Irren drin*«. *Literatur und ›Wahnsinn‹* fand vom 27. bis zum 29. April 2018 im Bildungszentrum Einstein 28 der Münchner Volkshochschule statt; die meisten der vorliegenden Beiträge sind aus dieser Tagung hervorgegangen. Zusätzlich wurden in München Vorträge von dem Medizinhistoriker Hans-Peter Schmiedebach (Berlin) – über Mela Hartwigs *Das Verbrechen* (1927) – und dem Sozialpsychologen Heiner Keupp (München) – über die (Re-) Sozialisierung von Normalität und Abweichung – gehalten. Sandra Schmitt, die an der Tagung nicht teilnehmen konnte, hat ihren Exzerpt zur Schizophrenie-Geschichte seit 1945 für den vorliegenden Band geschrieben, ebenso Friederike Schneider ihren Beitrag über

16 Lt. Alexandra Philipsen ist in Deutschland heute »jeder Dritte auf die Dauer eines Jahres gesehen von einer psychischen Erkrankung betroffen«, vgl. Philipsen: Dimensional und transdiagnostisch (Anm. 10), S. 130. – Psychische Krankheiten verursachen 2015 tatsächlich die höchsten Kosten nach Krankheiten des Herz-Kreislauf-Systems, vgl. die Zusammenstellung aktueller Statistiken von Friederike Invernizzi in: *Forschung & Lehre* 2 (2019), S. 134f.

Rainald Goetz. Die Sprecherin und Moderatorin Julia Cortis hat in einem abendlichen Rahmenprogramm eine Textcollage zu Literatur und ›Wahnsinn‹ gelesen, die den ganzen Bogen von Georg Büchner bis zu Kipphardt, Gerhard Roth und den behandelten Autorinnen und Autoren der Tagung spannte; auch diese Collage konnte nicht Teil des Bandes sein. Für die Konzeption der Tagung war uns die ausgewogene Mischung zwischen wissenschaftlicher Reflexion und der Berücksichtigung literarischer Texte wichtig.

Eröffnet wurde das Münchner Programm mit Episoden aus zwei Filmen von Elisabeth Scharang (Wien), die als Journalistin und Moderatorin beim ORF begonnen hat, zuerst nur für den Hörfunk, seit den frühen 90er Jahren auch für das Fernsehen. Sie hat Reportagen und Dokumentarfilme gedreht und seit 1997 als freie Regisseurin vielfach ausgezeichnete Spielfilme, auch weiterhin Dokumentarfilme. Am bekanntesten neben ihrem Spielfilm *Jack* (2015), der die Geschichte des Frauenmörders und Dichters Jack Unterweger erzählt, dürften die Filme *Franz Fuchs – ein Patriot* (2007) gewesen sein, über den österreichischen Briefbomben-Attentäter, und *Vielleicht in einem anderen Leben* (2011) über eine Gruppe ungarischer Juden, die auf einem der Todesmärsche 1945 in einem österreichischen Dorf stranden; von den Dokumentarfilmen sei *Kick Out Your Boss* (2014) genannt, ein Film über neue Arbeitsformen und Firmenmodelle.

Auf der Münchner Veranstaltung wurde aus *Die Stadt – Streifzüge durch Wien mit Gerhard Roth* (ORF, 2014) die Gugging-Episode gezeigt; als Teil einer Mini-Serie, in der Scharang mit einem Drehteam Stationen in Wien porträtiert hat, die für Roth besonders wichtig sind, ein anderes als das touristische Wien, auch wenn der Zentralfriedhof, die Nationalbibliothek und das Naturhistorische Museum vorkommen. Die meisten Orte sind unbekannter Art, Roth fährt mit dem Team auch in ein Flüchtlingslager, auf den Friedhof der Namenlosen (wo Unbekannte beerdigt wurden, die sich in der Donau ertränkt hatten), in ein Blinden- und ein Gehörloseninstitut, in ein Uhrenmuseum – und eben auch in das Gugginger Haus der Künstler heute, lange nach Auflösung der Psychiatrie. Gerhard Roth war neben Kipphardt eine weitere Galionsfigur der Veranstaltung, ein Schriftsteller, der sich in seinen Romanen ein Leben lang mit ›Wahnsinn‹ in allen Formen befasst hat, vielleicht am radikalsten in seinem Hauptwerk *Landläufiger Tod* (1984). Roth verdanken wir die schöne Prägung vom »Normopathen«, den Menschen, die so pedantisch und beharrlich auf ihrer Normalität bestehen, dass sie damit schon wieder pathologische Fälle sind.

Zusätzlich zu dieser Gugging-Episode waren auch Ausschnitte aus *Jack* (2015) zu sehen, mit einem Gespräch im Anschluss, das Sven Hanuschek mit

der Regisseurin geführt hat; auch dieses Gespräch ist nicht Teil des vorliegenden Bandes, Elisabeth Scharang hat aber freundlicherweise ihr Regiestatement zu *Jack* und einen Drehbuchauszug zum Abdruck freigegeben.

Ernst Herbeck ist 1991 gestorben, im Oktober 2015 gab es eine große Herbeck-Ausstellung in Gugging. Hannah Milena Gruber, die Mitglied der Kipphardt-Gesellschaft ist, hat diese Ausstellung gesehen, sie war begeistert, und ihr Vorschlag hat die ganze Sache ins Rollen gebracht. Im Rahmen der Tagung 2018 konnte die Herbeck-Ausstellung in etwas veränderter Form unter dem Titel *Ernst Herbeck. Eine leise Sprache ist mir lieber. Texte und Zeichnungen* in der Werk Galerie im Einstein 28 vom 28. April bis zum 9. September 2018 gezeigt werden. Gisela Steinlechner, die auch die ›große‹ Variante in Wien kuratiert hat, hat mit viel Engagement zusammen mit dem Gestalter Peter Karlhuber die Anpassung an den Lichthof des Gebäudes realisiert. Die Kipphardt-Gesellschaft ist ein kleiner Verein mit Sitz in Krefeld, der weitere Mitglieder sucht, und es hat einige Jahre gedauert, eine passende Institution für die Ausstellung zu finden, was in der Kooperation mit der Münchner Volkshochschule gelang.

Großer Dank für das Zustandekommen der Veranstaltung gilt schließlich dem Kulturreferat der Stadt München, das den Löwenanteil der Tagungs- und Ausstellungskosten aufgefangen hat; und besonderer Dank geht an Dr. Daniela Rippl, die auch von ihrer ›vorkulturreferatlichen‹ Arbeit her einen engen Bezug zu unserem Thema hatte und etliche Hinderungen aus dem Weg geschafft hat.

Die Tagung und auch dieser Band hat noch einen anderen Aspekt, den wir uns bei der Konzipierung nicht hätten vorstellen können. Frank Beck, der stellvertretender Vorsitzender der Kipphardt-Gesellschaft gewesen ist, der ihr maßgeblicher Gründer in Krefeld war, der über die Jahre viel organisiert hat, ist 2017 ganz unerwartet verstorben, er hat die Diagnose seiner Krankheit nur sechs Wochen überlebt. Die letzten Zusagen für unsere Veranstaltung hat er noch erfahren und sich darüber gefreut – es wurde eine Veranstaltung zu seinem Gedenken.

Auch Franz Kipphardt hat sich auf die Tagung gefreut, er hat die Kipphardt-Gesellschaft seit der Gründung 2007 im Beirat begleitet und hatte eine enge Beziehung zum Werk seines Vaters; zum Zeitpunkt der Veranstaltung ging es ihm zu schlecht, als dass er noch hätte teilnehmen können, einen Monat später ist er verstorben. Der Verlust zweier Freunde hat nicht nur die Kipphardt-Gesellschaft schwer getroffen. Ihrem Gedenken ist der vorliegende Band gewidmet.